

Eine Kirche der Ketzler und Sünder

Versuch einer realistischen Selbsterkenntnis

■ PETER PAUL KASPAR

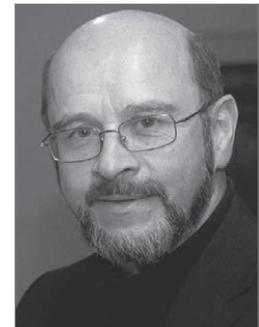
Die katholische Kirche ist gerade – und wieder einmal – im Begriff, ihr kirchliches Selbstverständnis zu überdenken und die Grenzen von Rechtgläubigkeit und kirchlich akzeptiertem Handeln (klassisch: Orthodoxie und Orthopraxie) abzustecken. Der Fall des nach einer „priesterlosen Hausmesse“ exkommunizierten Tiroler Ehepaares ist noch als Exempel in Erinnerung: Man straft die Engagierten und Kritischen, wenn sie sich zu Wort melden. Auch nach der Weltbischofssynode gibt es keine klaren Antworten auf die Fragen nach dem, was uns verbinden – oder auch trennen – könnte: Soll man künftig noch „Abweichler“ aus dem Kreis der Reformer und Fortschrittlichen maßregeln, während sich unter den „Normalkatholiken“ viele andere Übertreter kirchlicher Regeln unbehelligt bewegen? Oder anders gefragt: Was sind die „geduldeten“ Abweichungen und wo sind die Grenzen kirchlicher Gemeinschaft? Die Antwort findet sich in keiner sprachlichen Formel, doch vielleicht im Rückblick auf einen langen Prozess. Deshalb mag es gut sein, größere Zusammenhänge in den Blick zu nehmen. Im gegenwärtigen Diskurs um die Kirchenreform und um die Rolle, die Franziskus – nicht so sehr als Papst, sondern als Bischof von Rom – spielt, gerät leicht der größere Duktus der Kirchengeschichte aus dem Blick. Das sei in einem kursorischen Überblick über das kirchliche Selbstverständnis der letzten 150 Jahren gezeigt:

Hierarchische Lähmung (1870 – 1958): Unfehlbarkeitsdogma und Jurisdiktionsprimat, von Pius IX. auf dem I. Vatikanischen Konzil durchgesetzt, lähmen für fast ein Jahrhundert die Mitsprache der „unter dem Papst“ existierenden Kirche: Signifikant dafür ist das vom strengen Papst Pius XII. „freihändig“ erlassenen Mariendogma von

1950. Die Kirche versteht sich als geradezu diktatorische Papstkirche. Der Papst als Stellvertreter Christi auf Erden.

Freundliches Intermezzo (1958 – 1963): Eine kurze Phase unter dem fröhlichen und weltoffenen Papst Johannes XXIII., der ein nicht für Dogmen und Kirchenlehre gedachtes „Pastoralkonzil“ als Signal für eine neue und geschwisterliche Kirche einberuft. Nach der vielversprechenden ersten Sitzungsperiode im Herbst 1962 beendet sein Tod im folgenden Sommer gemäß dem Kirchenrecht das bisher noch ergebnislose Konzil.

Konfliktreiche Weiterführung (1963–1965): Der neugewählte Papst Paul VI. setzt das Konzil fort, gerät aber unter den bremsenden Einfluss der römischen Kurie, die der Kirchenversammlung Kompromisse und Zugeständnisse abringt. Dennoch endet das Konzil 1985 mit 16 gemeinsam



Peter Paul Kaspar, war Akademiker- und Künstlerseelsorger in Linz, Musiker und Buchautor, lehrte an der Anton Bruckner Universität Linz.



Papst Pius IX., – Kirche „unter dem Papst“

■ Was macht ein Diktator, der keiner sein will?

beschlossenen – aber auch durch päpstliche Eingriffe veränderten – Dokumenten. Zwei Entscheidungen hatte sich der Papst jedoch persönlich vorbehalten.

Zwei harte Verstörungen (1967/68): Zwei Enkykliken haben für die Zukunft der Kirche verhängnisvolle Wirkung: die Priesterzyklika mit der Bekräftigung des umstrittenen Priesterzölibats und „*Humanae Vitae*“ mit dem „Pillenverbot“ zur Empfängnisverhütung. Das erste Rundschreiben verstörte weite Kreise der Priesterschaft, das zweite viele Eheleute und ihre Familien. Kritik und Proteste verstören andererseits den Papst bis zu seinem Tod 1978.

Rückkehr der Autoritäten (1978 – 2013): Der sympathische internationale Auftritt von Johannes Paul II. (1978–2005) und die hohe theologische Qualifikation des Nachfolgers Benedikt XVI. (2005–2012) konnten den Glaubwürdigkeitsverlust der wieder verstärkt autoritär regierten Papstkirche nicht verhindern. Im Zeitalter schwindender Diktaturen und erstarkender Demokratien wirkt die zentralistisch-autoritäre Papstkirche reichlich antiquiert.

Zweites freundliches Zwischenspiel (ab 2013): Der neugewählte Nachfolger Franziskus stellt sich nach der Wahl nicht als Papst, sondern als Bischof von Rom vor und übernimmt in einem geänderten Papstverständnis und einem exemplarisch einfachen Lebensstil ein – aus seiner Sicht – verändertes Petrusamt. Nach der ersten Begeisterung kommt es 2014/15 zur weltweiten Bischofsversammlung zum Thema Familie mit einem blassen Schlussdokument.

So ist – wieder oder noch immer – alles offen, und der Papst am Wort. Doch gerade das wollte er nicht: autoritär entscheiden. Was macht ein Diktator, der keiner sein will?



Papst Franziskus, – der Bischof von Rom

Resümee: Nach fast hundert Jahren extrem autoritärer Papstkirche gab es zwei Intermezzi einer geschwisterlichen Gemeinschaft. Im Sprachgebrauch des Konzils „die Kirche als wanderndes Volk Gottes“: die kurzen Pontifikate von Johannes XXIII. und von Franziskus heute. Ein halbes Jahrhundert mit zwei knappen Episoden in einem nicht hierarchischen, sondern partnerschaftlichen Kirchenverständnis – unter zwei außergewöhnlich „basisnah agierenden“ Päpsten. Wird die gegenwärtige zweite Phase wieder ebenso schnell zu Ende sein, wie die erste? Und was kommt dann? Wir erleben derzeit eine offensichtlich kirchengeschichtlich bedeutsame – zweite – Wendezeit. Der alte Kirchenspruch, dass die Kirche in Jahrhunderten denkt, kann in beide Richtungen verstanden werden: in der Rückkehr zum autoritär-monarchischen Verständnis einer Papstkirche – oder in einem Fortschreiten zu einer partnerschaftlich denkenden Kirche als geschwisterliches Volk Gottes. Gelingt nun endlich ein gesprächsoffenes und tolerantes Kirchenklima? Wird Franziskus als Bischof von Rom ähnlich wie Johannes XXIII. eine Episode der Kirchengeschichte bleiben, oder wird ein weiterer Schritt zu einer verwandelten Gemeinschaft für Schwestern und Brüder gelingen? Es klingt bedenklich, dass folgender Satz aus dem Schlussdokument der Bischofssynode 2015 nur die relative Mehrheit fand, und deshalb gestrichen wurden:

„Im falsch verstandenen Bemühen, die kirchliche Lehre hochzuhalten, kam es in der Pastoral immer wieder zu harten und unbarmherzigen Haltungen, die Leid über Menschen gebracht haben, insbesondere über ledige Mütter und außerehelich geborene Kinder, über Menschen in vor-ehelichen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften, über homosexuell orientierte Menschen und über Geschiedene und Wiederverheiratete. Als Bischöfe unserer Kirche bitten wir diese Menschen um Verzeihung.“

Es könnte sein, dass gerade dieser im Synodenverlauf gestrichene Absatz zum Leitgedanken für den weiteren Weg der Kirche in eine geschwisterliche Zukunft wird. Es ist noch nicht aller Kirchentage Abend. ■